

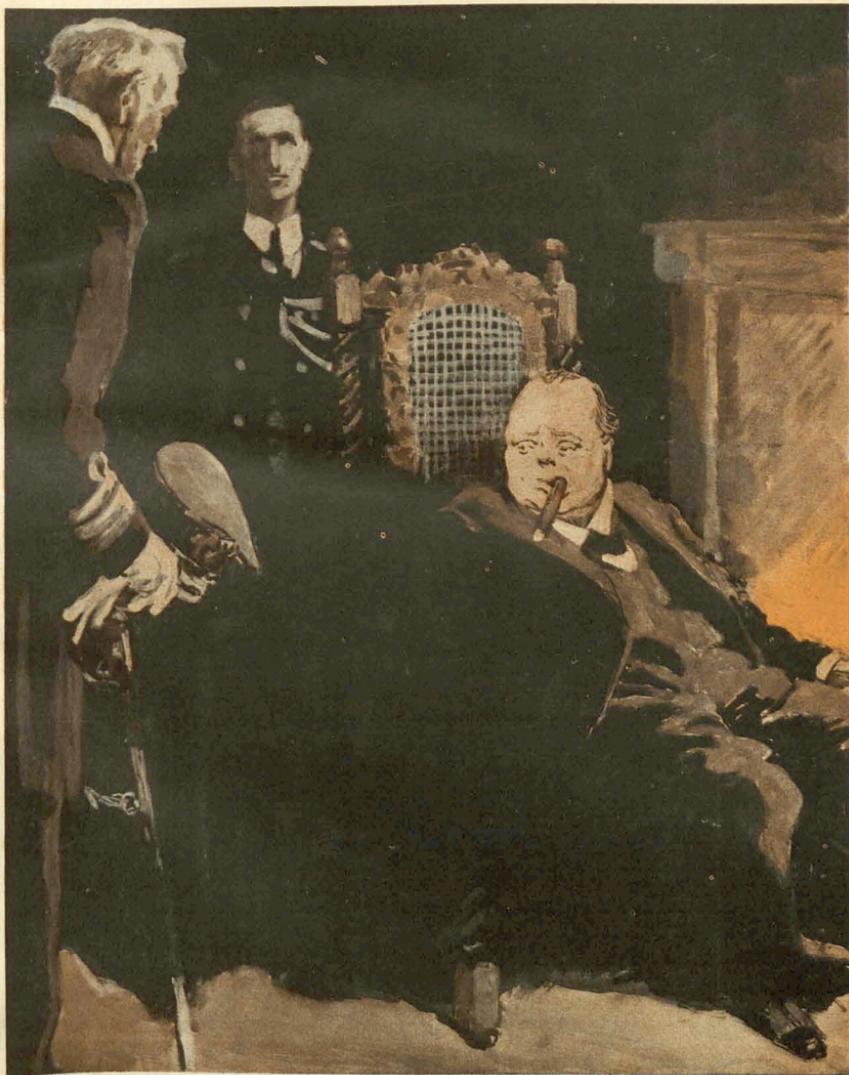
Stiftung. net

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Churchill an der Heimatfront

(E. Thöny)



„Herr Kapitän, ich erwarte, daß Sie auf See Ihre Pflicht tun, wie ich hier!“

Der Löwe und die Sphinx

(Fr. Bilek)



„Wenn ich nicht gewiß wüß, daß sie eine Sphinx ist, mücht ich sie gern für eine Löwin halten!“

DER KALTE HUND

VON WALTER FOITZICK

In dem Haus, in dem ich jetzt bin, wohnt auch ein großer Hund, ein achtunggebietender Hund, so einer vor dem man immer den Hut ziehen möchte und sagen: „Entschuldigen sie bitte!“, weil man ja nicht weiß, was er denkt, und ob er einen nicht für den erwarteten Einbrecher hält. Aber dann fällt einem ein, er könnte die Geste des An-den-Hut-Fassens fälsch verstehen, und so ignoriert man ihn am besten, mit klopfendem Herzen natürlich. So tue ich und meinsgleichen, weil wir dem Hunde nie recht trauen.

Mungo ist ein edles Tier. Wir Uneingeweihten würden sagen, er sei ein Neufundländer, Fachleute aber wissen sofort, daß er ein Landseer ist. Ich habe mich, da ich nun schon mal mit ihm unter einem Dache wohne, über ihn erkundigt. Er ist nicht sehr leicht auszusprechen, denn mit einem, der Land sieht, wie etwa Kolumbus tat, als er Amerika entdeckte, hat der Hund nichts zu tun. Man spricht ihn ganz vorsichtig Lendish aus. Man muß es einige Male üben, bis man es fertigbringt. So ein Landseer ist keine gewöhnliche Töle, weil er seinen Namen von einem englischen Sir hat, der sogar Kunstmaler war, und ihn vermutlich öfter gemalt hat, sei es allein, sei es als Beipack zu anderen Sirs und Lords, die in Parks herumstehen.

So einer ist unser Landseer, weiß mit schwarzen Decken. Verwandtschaftlich steht er wohl dem Bernhardiner nahe, von denen früher auf dem Großen St. Bernhard die verirrtten Wanderer mit vorzüglichem Kognak und der guten Schweizer Milchsokolade gelobt wurden, wenn sie ihr letztes Stündlein nahe fühlten. So viel ich weiß, tun sie das heute am angelegenen Ort nicht mehr, sondern sie dienen dem Fremdenverkehr in Asien, irgendwo dahinten im Gebirge, wo es noch

mit Autostraßen und Gebirgsbahnen sehr hapert. Mungo stammt, wie ich mir habe sagen lassen, äußerst rasserein von der vorgeschriebenen Mischung aus Metzgerhund und Wasserhund ab, die später nach Neufundland verbracht wurde,

wo es sehr kalt ist. Mungo, glaube ich, weiß von diesem Mischungsverhältnis nichts, aber das Neufundländische steckt ihm im Blute. Mungo hat's nicht mit der Wärme, und wenn er so bei einigen Graden Frost mit dem Bauch auf einer kalten Marmorplatte liegen kann, fühlt er sich pudelwohl, so wie wenn wir uns an einen warmen Kachelofen schmiegen. Und im Schnee liegt er wie unersers in einem lauen Bade.

Ich habe mir schon überlegt, ob man ihn bei wärmeren Wetter nicht in einem Kühlschrank halten sollte, aber wir haben nur eine kleinere Sorte, ausreichend für ein Rostbeaf mit Beilagen und einigen Getränken. Für einen kaltsgrößen Hund im unzerschnittenen Zustand ist er zu klein. Mungo hat eine mir bei Hunden sehr sympathische Eigenschaft: er fürchtet sich vor mir, bedenken Sie, vor mir, vor dem sich kein Mensch fürchtet, geschweige denn ein Hund. Das erhöht mein Selbstbewußtsein. Es zeigen sich bei mir schon die ersten Anzeichen von Cäsarwah, indem ich rufe: „Komm, Mungo, gib die Protel!“ Das tut er selbstverständlich nicht.

Wenn ich mal nachts nach Hause komme, will ich den Mungo nicht reizen. Er könnte behaglich in einer eisalten Plütze liegen und von Neufundland träumen. Wenn einer von Neufundland träumt, ist er vielleicht zu allem fähig. Wer kanns wissen, ich habe noch nie von Neufundland geträumt. Ich hüstle in solchen Fällen ein wenig und gebe sonstige laut, damit Mungo mich schon von weitem erkennt. Wenn wir uns aber doch versehentlich im Garten begegnen sage ich: „Ei du guter Hund!“ und dann stehen wir einander einige Zeit gegenüber und keiner traut dem andern.

Falls niemand in der Nähe ist, wagt Mungo tief in der Nacht zu bellern. Dann regt sich wohl in ihm der Urhahn von metzgerhundstalten und er erinnert sich, daß er eigentlich ein wildes Tier ist und kein treubeherriger Bettvorleger mit einem goldenen Hundeherzen und sanften schönen Augen.

Fein heraus

Don Katalöstr

Wen bringen wir heut in den Simpel?

Wie wär's zum Beispiel mit dem Gimpel,
als welcher aufgeplustert ist
im Raubreif auf den Vämmen sitzt?

Zwar hat er seine Nahrungszorgen
und denkt oft fummervoll an morgen.
Jedoch in puncto Winterlaus
ist er entschieden fein heraus
und eingedeckt aufs allerbeste.

Beachtet bloß die rote Wäße,
mit der er wie ein Domherr prunkt!

Sie kostet ihm nicht einen Punkt!
Und maufert er sein Prachtgsieder,
wächst es ihm gratis immer wieder
und ganz von selber wie geschmiert . . .

Wie leicht lebt sich's doch unpunktiert!

Gestörte Weltpolitik

(O. Gulbransson)



„Also, net wahr, der Maßkrug is' Afrika!“



„Prost, Herr Nachbar!“



„Und der Krug da is' England!“



„G'sundheit, Herr Nachbar!“



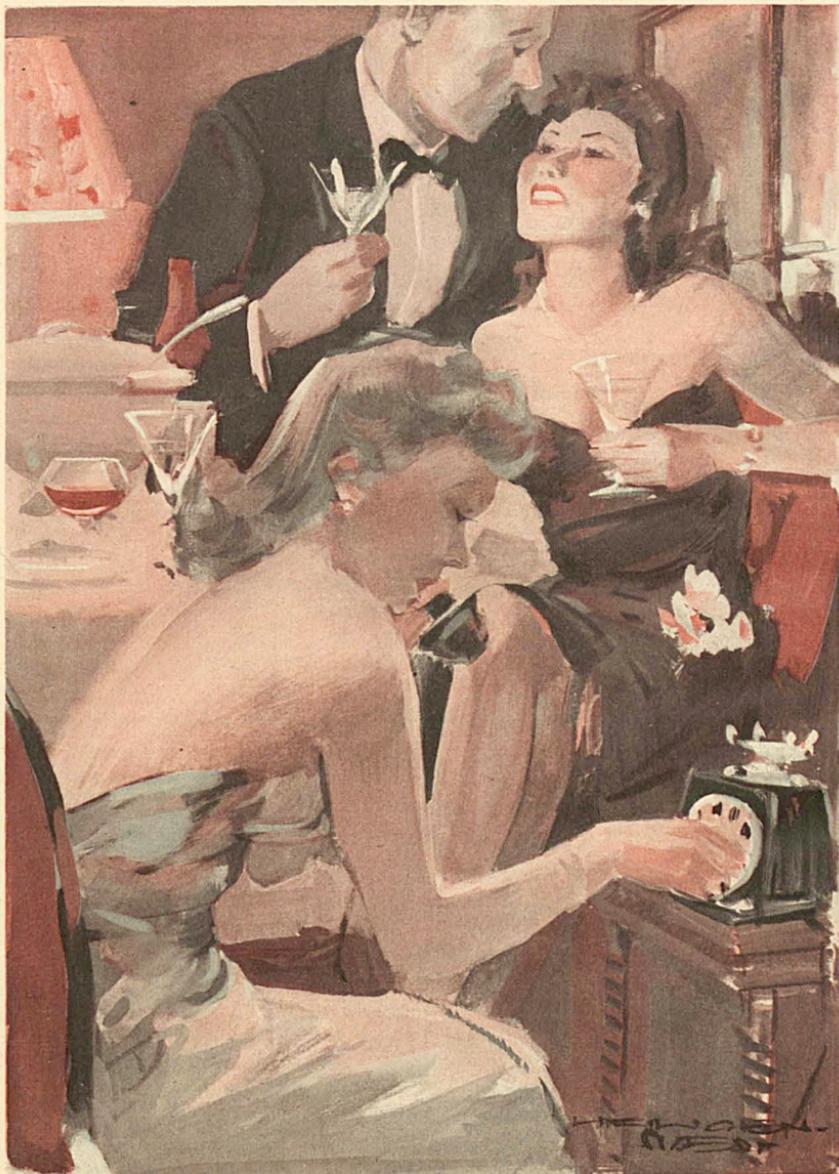
„An Augenblick, Herr Huber, dös Helle wird grad frisch anzapft!“



„Ja, wie soll denn oaner da die politische Lage erklären könnä!“

Der Anruf

(K. Heiligenstaedt)



„Das hat man von seiner Verlobung mit einem bedeutenden Geschäftsmann — ein anderer käme gar nicht auf die Idee, nachts auf ‚Kundendienst‘ umzuschalten!“

DER ABSCHIED /

VON BASTIAN MÜLLER

Am Nachmittag, so gegen fünf, ging Martin das kurze Stück des Sandwegs dahin, das zu gehen war, um zu Frau Bothels Haus zu kommen. Die Linden, die zu beiden Seiten des Sandwegs in doppelten Reihen eine zweifache Allee darstellen sollten, waren kahl. Martin trug ein Bündel Laub unter dem Arm, und eine Baumstange und einen Maurerhammer in der Hand. Er mußte an die Zeit denken, da er noch Zimmermann war, in jenen Tagen vor der Zeitungsschreiberei. Zwar hatte er keine Sehnsucht dorthin zurückzukehren und das Kantholz hochleben zu lassen, aber das Gefühl, einen Hammer in der Hand zu haben und Holz unter dem Arm, machte ihm da drinnen ein bißchen warm. Er dachte an die vergangenen Tage, bis er in das Grundstück der Frau Bothel einbog. Von dem Augenblick an waren seine Gedanken wieder bei Mäcke. Mäcke hatte den kleinen Anbau von Frau Bothels Haus gemietet und auch immer pünktlich bezahlt. Nun war seine Zeit um.

„Du kommst mir vor, wie Ludwig der Hausschlachter“, sagte er, als Martin in die Stube zu ebener Erde eintrat. „Gar nicht wie ein Kollege, so würstig kommst du daher. Was zu packen? He?“

Die Freunde hatten sich auf der Lande eine abgebrochene und nachlässige Weise der Unterhaltung angewöhnt. Ein Fremder verstand sie nicht so leicht. „Also, wo ist die Kiste?“ fragte Martin.

„Na, wart doch noch einen Augenblick. Laß mich doch mein Heim noch einmal ansehen. Drück auf den Knopf. Morgen ist das alles nicht mehr wahr“, sagte Mäcke halb traurig, halb grinsend. Martin drückte auf den Knopf. Die Röhren summten auf. „Bitte sehr“, sang ein Tenor.

„Muß ich das nun alles aufbewahren?“ fragte Mäcke plötzlich ratlos. „Braucht man den ganzen Kram später wieder? Du sag mal, geht das nachher wieder genau so weiter.“

Martin zuckte die Schultern. „Ich kann es gar nicht glauben“, meinte Mäcke. Martin ging auf den Hof und holte eine Kiste herein. Sie hatten sie gestern beim Kaufmann geholt; gute Kisten, von türkischen Sultaninen und eine, wo chinesische Eier drin waren. Sie rochen etwas nach weiler Welt und Abenteuer. Nun nahmen sie den Besitz eines Jungen Mannes auf. Bücher, Bücher und eine Blumenvase. In die Sultaninenkiste kamen lauter beschriebene Blätter, Zeugen durchwachter Nächte. Daneben bildete sich ein Haufen Zeitschriften und Papier, der nachher im Walde eingegraben war. Die Stube wurde kahl und fremd. „Was mach' ich mit diesem Bild?“ fragte Mäcke. „Es ist Glas drauf.“

„Lassen wir hängen“, sagte Martin. Er dachte wieder sehr an die Zimmermannszeit, jetzt, wo er Leschen um die Kisten zimmerte und das frisch gesägte Holz so verführerisch roch.

„Man kriegt direkt Lust abzureisen, wenn man dich so vernügte und wild einpacken sieht“, grinste Mäcke. „Wohin soll 's gehen, Herr?“

„Geh, und grab deine Grube!“ befahl Martin. „Nachher wollen wir doch einen trinken gehen.“

„Acherje, nun laß mich doch noch einmal nur zusehen“, jammerte Mäcke, ging dann aber doch in den öden Kieferwald und grub ein Loch für die Sachen, die nicht mehr mitzollten, in die spätere Zukunft.

Bei Eintritt der Dunkelheit war die Stube bis auf die Kisten völlig leer. Mäcke sah sich kopfschüttelnd um und begriff nicht, daß er hier zwei Jahre an einem Tisch gesessen hatte, auf dem manchmal eine Flasche Rotwein, manchmal ein Strauß Rosen gestanden hatte, je nachdem. Nur der Radioapparat stand unverdrossen Musik. Aber auch dessen Schicksal stand schon fest. Mäcke drehte ihn noch einmal auf die volle Lautstärke und zog dann plötzlich den Stecker aus der Dose. „Ausgebrüllt“, sagte er. Sie schlugen einen Mantel um den Apparat und trugen ihn davon, gingen über den schmutzigen Sandweg gegen das Dorf.

„So ziehen wir also hin, Mensch, und du bleibst da, und arbeitest weiter“, philosophierte Mäcke. „Weißt du überhaupt, was das heißt?“

„Ja, ja“, sagte Martin, „aber sei still, meine Zeit kommt auch.“

„Wir wollten doch nicht mehr davon reden. Wir haben lange genug davon geredet. Jetzt wollen wir ganz still sein“, sagte Martin.

Dickie, der Wirt, der den Apparat von Mäcke gekauft hatte, empfing sie mit einem vernünftigen Grinsen und räumte einen Platz auf dem Büfett ein, wo der Kasten hinsollte. Dann steckte Mäcke den Kontakt in die Buchse und neigte den Kopf und horchte dem Summen, und dann heulte die Musik los.

„Donnerslag“, sagte Dickie, „der hat's aber in sich. Spielt er nicht leiser?“

„Da hast du ein Geschäft gemacht“, sagte Martin. „gib mal drei Bier.“ Mäcke stellte die Musik etwas leiser und seufzte. „So landen wir: hinter der Theke“, philosophierte er schon wieder. Sein Vater hatte auch eine Kneipe, daheim im Süden und Mäcke würde sie eines Tages erben. Er war in diesen Tagen sehr mit seiner Herkunft und Zukunft beschäftigt. Dickie

sagte: „Prost, Kameraden. Und dann besuchst du uns mal, Mäcke, nicht?“

„Gewiß, in voller Uniform.“ Aber Mäcks Gesicht war anzusehen, daß er sich das Ganze noch nicht recht vorstellen konnte. Bis zu diesem Tage hatte er sein Leben bestimmt, war aufgestanden, wann es ihm gefiel und hatte sich angezogen nach Lust und Laune. Und nun sagte er: „in voller Uniform“ und „Schenk noch einen ein!“

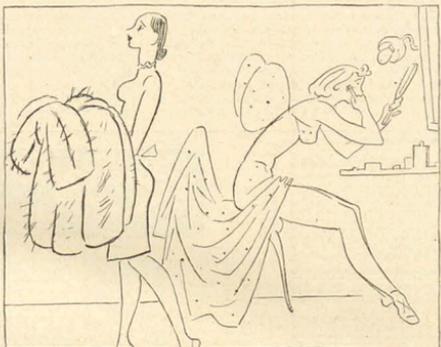
Dickie hatte den Radioapparat gekauft. Mäcke mußte zu den Soldaten, und was lag ihm da am Geld. Er sagte, er wollte nicht mehr haben, als andere arme Teufel und er machte mit Dickie ein Geschäft. „Nicht wahr, zu Abend essen wir Tauben und trinken eine Flasche Roten. Und hinterher, wer reinkommt, der kann trinken, was er will.“ So hatte Mäcke das Geschäft abgeschlossen. Wann die beiden in der letzten Nacht das Lokal verlassen würden, war der Apparat bezahlt. Ein menschenfreundliches Geschäft. Sie aßen jeder eine Taube. Gestern noch hatten sie aufgeregt vor dem Schläge. So war das Leben. Sie tranken den ausgemachten Wein. Dickies Frau hatte rote Backen vor Aufregung. „Schmeckt's? Schmeckt es auch?“ Es schmeckte vorzüglich. Nicht alle Tage würde es gebratene Tauben

Die Entwicklungsgeschichte der Tänzerin

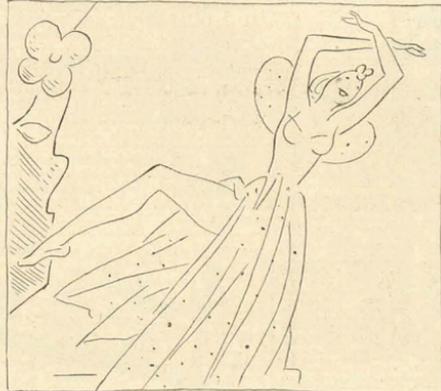
(R. Kriesch)



Raupe



Puppe



Schmetterling

EINE BEULE AN DER STIRN

VON PAUL WESTERGAARD

Ich stieg gestern in den Keller hinunter, um einen Eimer Koks heranzuholen. Als ich durch den schmalen, stockfinsternen Kellergang taptete, stieß ich plötzlich mit der Stirn gegen etwas Hartes. Sonne, Mond und Sterne tanzten mir vor den Augen, und tausend Automobile sah ich die Milchstraße entlang rasen. Es erwies sich, daß ich mit dem Kopf des Herrn Andersen aus dem 4. Stock, der ebenfalls Kohlen holte, zusammengeprallt war. Andersen bat mich, ein Streichholz anzuzünden, und er stellte nun mittels Taschenspiegels bekümmert fest, wie auf seiner Stirn eine große Beule entstand. Auch auf meiner Stirn begann eine mächtige Brüste hervorzuwachsen. Wir setzten uns auf die Kellertreppe und verharrten dort zehn Minuten lang — schweigend und jeder die Kohlenschaufel vor die Stirn gepreßt, um den Bluterguß zurückzudrücken. Andersen senkte als erster die Schaufel. „Wie furchtbar, wie entsetzlich!“ stöhnte er auf. „Ach, wenn es weiter nichts ist“, tröstete ich ihn, „solch eine harmlose Beule verschwindet doch wieder im Laufe von ein paar Tagen.“ „Sie haben gut reden, Herr. Aber ich — ich laufe sechzehn Jahre lang in der ständigen Angst umher, daß ich mir eine Beule zuziehen könnte. Allein bei dem Gedanken, daß ich nun zu meiner

Frau hinaufgehen und mit einer Bürste vor sie hintreten muß, überläßt es mich kalt.“ „Nun, Ihre Frau kann doch nur Mitleid mit Ihnen haben und wird das Mißgeschick bedauern, von dem Sie betroffen wurden, Herr Andersen.“ „Meinen Sie? Nee, da kennen Sie meine Frau aber schlecht. Der Anblick der Beule wird sie augenblicklich in eine furchtbare Wut versetzen, und ich darf darauf gefaßt sein, daß sie mich windelweich prügelt und mir außerdem die gesamte Wohnungseinrichtung demoliert.“ — „Verzeihung, Herr Andersen, aber ich begreife nicht...“ „Nicht? Nun, ich will Ihnen gern erklären. Vor sechzehn Jahren nämlich hatte mich meine Frau in Verdacht, daß ich für ihre Freundin, das Fräulein Adamsen, schwärmte.“ „Ein schändlicher Verdacht von Ihrer Frau!“ „Schändlich war er gewiß, aber gar nicht so unbegründet; denn ich schwärmte tatsächlich sehr für Fräulein Adamsen, und sie suchte für mich. Und als ich sie eines Abends nach Hause begleitete, und ich ihr vor der Haustür einen Kuß geben wollte, da prallten wir — so wie wir beide heute — mit den Köpfen zusammen, und ich bekam eine dicke Beule an der Stirn. Ich sagte zu meiner Frau, daß ich unterwegs über einen kleinen Forderlier gefallen sei. Aber am nächsten Tage war es Sonntag, und als ich mit meiner Frau — nichts Böses ahnend — die Straße entlang spazierte, trafen wir unerwartet Fräulein Adamsen. Auch sie hatte eine große Beule an der Stirn.

Meine Frau stutzte. Ihr Blick wanderte von Fräulein Adamsens Beule auf die meine und wieder zu der Fräulein Adamsens hinüber. Es dauerte natürlich nicht lange, und es ging ihr ein Licht auf; sie durchschaute, welche eine Beziehung zwischen den beiden Beulen bestand. Ehe ich es zu verhindern vermochte, stürzte sich meine Frau auf Fräulein Adamsen, riß ihr Hut und Bluse entzwei, zerkratzte ihr das Gesicht und zerbrach ihr den Regenschirm. Daraufhin packte sie mich energisch am Arm und schleppte mich nach Hause, wo sie in blinder Wut das Porzellan in Stücke schlug und mir die Scherben einzeln an den Kopf warf. Jetzt verstehen Sie also, warum ich keine Lust verspüre, vor meiner Frau mit einer Beule an der Stirn zu erscheinen, denn sie wird sich augenblicklich jenes Schreckenstages vor sechzehn Jahren erinnern.“

Herr Andersen erhob sich mit einem tiefen Seufzer. Wie ein Mann, der das Schaffot betritt, stieg er mit seinem Kohlenemer die Treppe hinauf. Und richtig; als ich gleich darauf in meiner Wohnung anlangte, hörte ich plötzlich ein furchtbares Geschimpfe und Getobe und einen Höllenpektakel.

Es war Frau Andersen, die sich erinnerte. Wäre ich ihrem Mann nicht zu Hilfe gekommen, um ihm mit meiner Beule ein glänzendes Alibi zu verschaffen, — wer weiß, vielleicht hätten wir Herrn Andersen längst zu Grabe getragen... (Übertragung aus d. Dänischen von Werner Rietig)

Der Philosoph

(H. Lehmann)



„Jut jebaut ist sone Pupe, aber ohne Kleider nischt wie Pappé,
wo bein richtigen Frollein sozusagen die Seele anfängt.“



Seiltänzer Chamberlain

Bettina und das Elefantenschwanzhaar

Von Käte Biel

Der Vater einer Schulkameradin war in Afrika gewesen, und die Tochter trug ein Armband, das aus dem in Gold gefärbten Schwanzhaar eines Elefanten bestand. Bettina beneidete sie glühend darum.

Die Begierde für Elefanten von Jheer eine stürmische Vorliebe, und das Schwanzhaar schien ihr fast etwas Weihevollnes. Da sie dem Plüschalteralter schon entwachsen war, bekam sie von ihren Eltern einen geschnitzten Elefanten, an einem Ketten zu tragen, aber sie ließ ihn nie an. Inmitten eines aufgeregten Backfischtrudels, geschnitten von Schauern — bei einer Wahrsagerin war und diese nach dem Anhänger griff und lächelnd sagte: „Das ist Ihr Glückster! — Durch einen Elefanten werden Sie auch Ihre erste Tochter bekommen“, da ärgerte und schämte Bettina sich furchtbar und trug das Schmuckstück nie mehr, denn war denkt an Kinderkriegen, wenn man gerade sechzehn ist, und dann diese komische und lächerliche Symbolik... Immerhin blieb ein Fetzen der Prophezelung tief im Dunkel ihrer Seele hängen und wurde nie vergessen.

Einige Jahre später mußte sie einen Beruf ergreifen, und sie entschloß sich, Gymnastik und Tanzkunst zu betreiben. Kein bloßes flaches Tanzen, nicht wahr, nein: schöpferisch tätig sein, Kunst als priesterlicher Begriff, Gestaltung großer feierlicher Gefühle —

Sie besaß einen graziösen gelenkigen Körper, und glaubte bald, aus dem Gebiet des Ausdrucksstanzes etwas zu leisten. In dieser Zeit geschah nebenbei auch die Sache mit Oskar, der Bettina etwas raubte, was nach Auffassung der mütterlichen Generation eines Mädchen höchstes Gut sein sollte. Bettina weinte hinterher und war ärgerlich. Oskar, zum Glück Triumph und schlechtem Gewissen schwenkend, wollte sie natürlich heiraten. Bettina sagte, er wäre nur Student und habe nichts und sei nichts, und ihre Eltern würden das nie zugeben, und er könnte frühestens in zehn Jahren eine Ehe schließen. Oskar warf ihr eine tolle Nüchternheit vor und drohte, sich zu erschließen, tat es aber glücklicherweise nicht. Bettina vergaß das Ereignis im Eifer des Studiums der Tanzkunst, und schließlich war es, als ob es nie gewesen wäre, so vollkommen entschwand es aus ihrer Erinnerung.

Sie war eine strebsame eifrige Natter, und sie hätte einen Gymnasialen hochgebracht oder ein Korsettgeschäft, oder wäre ein großer Filmstar geworden, wenn es nur auf Unverdorbenheit und Arbeitsleistung angekommen wäre. Es lag also nicht an ihrem mangelnden Fluß, wenn nach dem ersten öffentlichen Auftreten die erste Kritik sagte, es sei noch nichts Rechtes. Ein anmutiger Körper allein genüge nicht, seelische Reife und Entwicklung des Intellekts sei erforderlich, um aus einem anmutig hoppelnden jungen Mädchen eine wirkliche Tänzerin werden zu lassen. Bettina beschloß, sich vom Leben und der ersten Tanzkritik nicht unterkriegen zu lassen. Außerdem war die Mode des Ausdrucksstanzes ohnehin im Verfallsstadium, und so wurde sie denn Gymnastiklehrerin.

Als sie zwölftwanzig war, begegnete ihr Harald. Er war zehn Jahre älter als sie, und bei ihm war es eine Liebe auf den ersten Blick. Und da Bettina — Gymnastik war eben doch nicht alles und es brauchte noch etwas anderes, um den Zustand des Ausgefülltseins zu erreichen — willig lies über sich ergehen ließ, geschahen sehr rasch jene Dinge zwischen ihnen, vor denen Romane, Novellen, Filme und Bühnenstücke grundsätzlich hüteten.

Bettina betrachtete ihm alles über sich, nur Oskar erahnte sie nicht, weil sie ihn verrenkte. Aber zwischen zwei Umarmungen erzählte sie von dem in Gold gefärbten Elefantenschwanzhaar, das sie sich als Schulmädchen so heftig gewünscht habe. Harald lächelte. „Meine Frau hat es eins...“ Er lebte in kinderloser disharmonischer Ehe, und es war kein Zweifel, daß er geschieden wurde. Aber über den Wolken im Olymp der bürger-

lichen Begriffe thronten streitbare Gottheiten: auf der einen Seite der tochtertreue Gatte Helga, auf der andern Bettinas Eltern Herr und Frau v. Krösebeck. Beide Parteien vereinigen sich, stießen auf das Liebespaar mit bösen Worten herab und malten die Schrecknisse aus, die die kleine Bettina erwarten würden, wenn man sie als Zeugin und offensichtliche Ehebrecherin in einem Scheidungsprozeß vor Tribunal schleppe. Bettina schrieb Harald einen verweinten Abschiedsbrief. Zehn Minuten nachdem er diesen erhalten hatte, war er in ihrem Zimmer, er er ihr einige Male in zärtlicher Weise hatte nahe sein dürfen, und verlangte zornig: erstens Aufklärung über den albernem Schrieb, und zweitens die Haltung einer Frau von ihr, die durch dick und dünn für ihn gebe und symbolisch mit ihm Pferde stehle —

Bettina hätte von Herzen gern praktisch und symbolisch mit ihm Pferde gestohlen, aber Zeugin in einem Scheidungsprozeß? — Nein! Harald starrte sie empört an. Sie hatte sich ihm doch hingegeben und das mußte doch für ein junges Mädchen, das die Liebe und die eigene Ehe ernst nahm, etwas unzulässig Bindendes sein? — „Ich sage unsere Ehe schon durch! Und ein Elefantenschwanzhaar in Gold erhältst du auch!“ „Ich will nicht!“ sagte Bettina fest. Sie wunderte sich über Harald. Wenn er sie wahrhaft liebte, mußte es ihm doch viel wichtiger sein, sie nicht als Zeugin in einem so schrecklichen Prozeß vor die Öffentlichkeit zu bringen! „Kannst du nicht ohne mich leben?“ Er wiederholte damit nur eine der vielen gegenseitigen Versicherungen.

Bettina dachte nach. Erschließen würde er sich wohl nicht. Oskar liebte heute noch.

Sie war eine kleine zarte Person, und sie trocknete die Tücher, warf den Kopf in den Nacken und sagte erhaben: „Ich habe ja meine Kunst!“ Das half ihm dann etwas. Er hätte beinahe laut herausgelacht. Es war so gräßlich kitschig. Bettina war also nicht nur körperlich, sondern auch seelisch mit dem langen weißen Nachtwand bekleidet, das ihm so gehörte hätte. Sie war ein Backfisch und keine Frau, und sie würde in zwanzig Jahren noch ein Backfisch sein... Er fühlte sich zu dem snobistischen Zahnschmerzgesicht des gebildeten Menschen verpflichtet, dem ein unliterarischer Unterhaltungsroman, triefend vor erstem kitschigen Pathos, in die Hände gefallen ist...

Zweimal der Mond

Von Georg Drilling

Der Mond ist nicht gelb, wie viele sagen,
Der Mond ist rot.
Oh mit mir, und hör den Sohne unter den
Schuhlen Jingen und flagen —
Alles Singende sonst ist tot.

Dann siehst du ihn schon in den Bäumen hängen,
Am rötlichen Eichen,
Und wippen den Ästen sich aufwärts zwängen —
Wald ist er im Blauen allein.

Am frierenden Himmel steigt er hoch
Und ist dunkel wie Blut.
Um Dad dort Jomant er ein zweitesmal noch,
Kreisrund auf der Flut.

Eine Ente, die lautlos die Strömung her
schwimmt,
Sackt mit dem Schnabel nach der Spiegelung
und frecht!

Unwillig ab dann und nimmt
Den Flug nach ihm selber, bem roten hoch droben,
den sie doch nie erreicht.

Er erliefte innerlich sehr gegen sie, denn etwas, das meist stärker ist als jede Liebe, seine Eitelkeit, war getroffen worden, Trotzdem er sie umarmt hatte, vermochte sie es, ihn aufzugeben? Das bißchen Tanzerei war ihr wichtiger als der Kampf, denn er hat um sie bestehen wollen? Die Mitunter dachte er später noch an ihre niedlichen Brüstchen, aber schließlich verbläute das Erlebnis mit Bettina v. Krösebeck immer mehr und wurde zu einem belanglosen Abenteuer. Er gewöhnte sich gut in seine disharmonische Ehe zurück. Bettina hatte inzwischen vom Schicksal weder ein Armband vom Schwanzhaar eines Elefanten erhalten, noch seelische und materielle Befriedigung im Beruf einer Gymnastiklehrerin gefunden. Sie wurde daher Schwester in einem Kinderheim. Der Liebe ging sie, bis auf einen Ausnahmefall, sorgsam aus dem Wege. Als sie fünfundzwanzig war, kam Oskar und lag auf den Knien vor ihr. Er war Beamter geworden, und Bettina hätte ihn jetzt vielleicht genommen, aber ihre Mutter war eine vermögenslose Offizierswitwe, und sie hatte die Aussteuer nicht. Trotzdem tat Oskar ihr leid, und sie mochte nicht bei den Oskaren, und hinterher einigten sie diesmal beide, und Oskar wollte sich wieder erschließen, aber Bettina kannte ihn zu nun schon und nahm das nicht ernst.

Zwei Jahre später begegnete sie einer Freundin aus dem damaligen Backfischtrudel, die inzwischen vier Kinder bekommen und dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, noch mehr Romantisches zu erleben, und begehrte vorschlug, die Wahrsagerin nach einem Dutzend Jahren wieder aufzusuchen.

Bettina wollte eigentlich nicht. Sie mußte heute Abend Strümpfe stopfen. Trotzdem ging sie dann doch, weil sie innerlich traurig war. Oskar hatte sich vorgestern verheiratet, und so vermünftig das auch von ihm war, es hatte Bettina doch einen leisen Stich gegeben.

Diesmal sagte die Frau kein Wort von einem Elefanten. Sie betrachtete mit beruflichem Ernst die Handinnenflächen und murmelte gedankenvoll: „Sie haben vor Jahren jemand geliebt, und ein Mann denkt noch heute Tag und Nacht an Sie...“

Bettina fiemberte plötzlich. Oskar konnte doch nicht gemeint sein. Und Harald? — Das Kinderheim mit den hohen grauen Fenstern schien ihr untrüglich. Noch am gleichen Abend schrieb sie ihm auf ihrem besten Briefpapier ein einziges Wort „Verzeih!“ — und sie wußte selbst nicht mehr, daß sie es einige Monate vorher in einem Roman so gelesen hatte.

Als Harald den Brief erhielt — er war nun siebenunddreißig und Direktor einer Versicherungsgesellschaft — konnte er nur lächeln. Was sollte er dem netten kleinen Brief Bettina, bei dem nur die Moral nicht an jenem Punkt gesessen hatte, wo er sie vermutete, — schon verzeihen? Sie hatte ihm Vergnügen bereitet, und wenn er auch inzwischen über manches nachgedacht hätte und ihm Zweifel gekommen waren, ob eigentlich der Erste gewesen, den Bettina liebte, er erwarb er es sich doch rasch gern an ihr anspruchsloses, bescheidenes Wesen. Natürlich war seine Ehe nicht glücklich, aber doch nur deshalb nicht, weil ihnen ein Kind fehlte. Vielleicht sollte er Bettina v. Krösebeck einige höfliche Worte schreiben? — Aber er hatte keine recht, und so legte er das Brief zurück, und wußte in diesem Augenblick schon, daß er ihm niemals beantworten würde.

Am gleichen Abend hatte er mit Helga um eine Kleinigkeit willen eine heftige Szene. Helga flammte und tobte, und er fühlte sich wieder einmal völlig unverstanden.

Die Stimmung heraus schrieb er dann doch einen langen gefühlvollen Brief an Bettina. Nach langem Hin und Her sah sie einander dann zum erstenmal in einer kleinen Stadt wieder. Bettinas Züge waren etwas schärfer geworden, aber sie war immer noch reizend gewachsen, und die Zartheit ihrer schmalen Glieder entzückte ihn, und noch am gleichen Abend war alles so

Beim Rodeln

(R. Kriesch)



„Schmeiß wenigstens so um, daß der Kopf noch rausschaut, Kläre!“ — „Was, der Kopf auch noch?“

wie vor fünf Jahren, obgleich Bettina rot wurde und sagte: „Was denkst du denn von mir?“

Und sie hatte immer noch die unschuldigen komischen Nachhemden, die schlichterme Unerfahrenheit und die etwas raue Haut auf den Kniescheiben, und das Hotel, in dem sie wohnten, hieß „Elefant“, aber Bettina fiel das in all der übrigen Aufregung nicht weiter auf.

Harald versprach ihr wieder, sich scheiden zu lassen, und Bettina, jetzt siebenundzwanzig Jahre, war diesmal bereit, um ihn mit Helga zu kämpfen. Aber es kam zu keinem Kampf. Als Helga erfuhr, daß Bettina sich in der Hoffnung befand, gab sie in einer großartigen Aufwallung nach, und ließ sich scheiden.

Als Harald auf der Hochzeitsreise beim dritten Frühstück schon die Zeitung las, begann Bettina über dieses Rohheit herzzerrärend zu weinen. Sie hatte sich eine Liebesheirat ganz anders vorgestellt. Eigentlich hatte sie von Harald auch ein Armband aus dem Schwanzhaar eines Elefanten erwartet. Es wäre so poetisch gewesen, wenn er ihr diesen Kinderwunsch erfüllt hätte. Aber er

war ja ein nüchterner Mensch und hatte keinen Sinn für Romantik. (Oskar hätte ihn gehabt.)

Harald zog die Brauen hoch. Leise dämmerte ihm, daß Frauen, mochten sie auch sonst unterschiedlichen Charakters sein, in manchen Situationen große Ähnlichkeit bewiesen. Dies war beinahe, als säße auf Bettinas Platz noch Helga.

Trotzdem lebten sie sich gut miteinander ein. Einmal, als sie während Haralds Abwesenheit in seinem Schreibtisch kramte, fand Bettina etwas, das ihr einen Autschrei des Entzückens entlockte, das sie dann aber leider wieder auf seinen Platz legte, als habe sie sich verbrannt.

Es war das Armband mit einem Elefantenschwanzhaar, das Helga hier vergessen hatte... Fünf Monate nach der Hochzeit wurde Hannelore geboren, Bettina lächelte ein bißchen. „Doch aus dem Elefanten...“, sagte sie, „so wie es mir vor dreizehn Jahren prophezeit worden ist...“

Harald war sehr glücklich über seine Tochter, aber er haßte alles Illegitime und wünschte, jetzt, wo alles seine gute Ordnung hatte (abgesehen von Hannelores allzuzeitigem Erscheinen), nicht

mehr an Elefanten erinnert zu werden. Er war über Bettinas Mangel an Feingefühl sogar gekränkt. Einige Zeit später geriet Bettina das Scheidungs-urteil der Ehe Harald — Helga in die Hände.

Sie hatte nach der Lektüre ein sehr verschlossenes störrisches Gesicht. Es war ihr bisher unbekannt geblieben, daß auch sie in dieser Urkunde mit einem Decknamen auftrat.

Das, was in Wirklichkeit ein bezauberndes Ereignis gewesen (aus dem sie noch dazu die süße kleine Hannelore gewonnen hatte), war in der schroffen Realistik der amtlichen Sprache ein „Nächtigen mit einer unbekanntem Frauensperson im Hotel ‚Elefant‘...“ Bettina weinte ein bißchen vor Ärger. Dann ging sie trotzig an Haralds Schreibtisch und holte sich den vergessenen Armeif. Wenn sie schon unter einem so häßlichen Pseudonym im Scheidungsurteil ihrer Vorgängerin auftreten mußte, so war damit wohl das moralische Anrecht auf ein vergessenes Elefantenschwanzhaar erworben, nach dem sie sich überdies zwanzig Jahre vergeblich geseht hatte. Und dann spielte sie, getröstet, weiter mit Hannelore.

Sturmacht

(Wilhelm Schütz)



Kommt in der Nacht der Sturm gerannt,
Satz er ein Fräulein an der Hand.
Gibt auch kein Stern dazu den Glanz,
Wild schwingt er sich mit ihr im Tanz,
Soll klappern ihre Stöckelschuh,
Wenn laut er gröhlt und pfeift dazu —
Oehts Siebel hoch und übers Dach,

Die Ziegel prasseln hintennach.
Wer drunten geht, wünscht aus dem Graus
Mit heilen Knochen sich nach Saus.
Ein Segen bleibt bei all dem doch
Für ein paar arme Weiber noch' —
Sie sammeln getn das Kleinholz all,
Das von den Bäumen kam zu Fall.

(Wilhelm Schütz)